

Bücher-Rundschau

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **16 (1936-1937)**

Heft 12

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Bücher Rundschau

Don Erde und Geist.

Paul Boettcher: „Das Tessintal“. Aarau, H. R. Sauerländer & Co., 1936.

Dieser „Versuch“, wie der Verfasser sein 283 Seiten starkes Buch nennt, einer länderkundlichen Darstellung ist wohl gelungen und sehr zu begrüßen. Freilich kann erschöpfende Behandlung eines immerhin großen und eigenartigen Gebietes nur versucht, nicht erreicht werden. Solche Monographien wollen die Ergebnisse jeder Einzel-Wissenschaft zu einem Gesamtbild der landschaftlich oder geschichtlich eine Einheit bildenden Gegend verarbeiten. Es ist unvermeidlich, daß der Bearbeiter bestimmte Wissensgebiete ausführlicher und selbständiger behandeln wird als ihm fernerliegende, für die er der Hilfe von Spezialisten bedarf. Je mehr der heutige Geograph zugleich Geologe, Botaniker, Zoologe, Meteorolog, Ethnograph sein mag, desto eher sind ihm z. B. Geschichte, Literatur, Kunst Stiefkinder. Auch der Leser selbst findet in länderkundlichen Werken hier zu viel, dort vermißt er Angaben, die ihm subjektiv wertvoll wären. Ein Beispiel: Was Boettcher über den Wald sagt (S. 65 ff.), ist in Inhalt und Form „populär“, um nicht zu sagen trivial; über die tessinischen Kastanienselven ließe sich mehr berichten, als was hier getrennt unter Vegetation (S. 62) und Obstbau (S. 158) zu finden ist; wenn von der Lärche behauptet wird, sie erreiche von allen einheimischen Nadelhölzern das höchste Alter mit 200 Jahren und mehr, so wird das sonst meist überschätzte Baumalter hier zu tief angelegt; die Unterscheidung zwischen Hoch- und Niederwald vergißt das Wesentliche, nämlich die Entstehungsart aus Samen bezw. Stockauschlägen, und das Wort *cedno* sollte *ceduo* lauten. Im fleißigen Literaturverzeichnis (in dem dank der Gunst des Alphabets die sonst viel zu wenig beachtete und auch von Boettcher nicht ausgewertete grundlegende Arbeit Hektor Ammanns über die Bevölkerungsentwicklung in der italienischen Schweiz an verdienter Stelle erscheint), vermissen wir das freilich vor allem dem Luganenser Gebiet gewidmete Werk von M. Pometta „Nelle Prealpi ticinesi“, auch Schriften Bettelinis, Albisettis, Bertonis und Cifelinis „Sul patrimonio ticinese di selve castanili“; von Ph. (nicht Pl.) Flury sind Arbeiten erwähnt, die auf das Tessintal kaum Bezug haben, während seine Schrift über den tessinischen Niederwald fehlt.

Diese Erwägungen und Ergänzungen sind nicht als übelwollende Kritik aufzufassen; sie wollen nur an die Grenzen jeder derartigen Monographie erinnern. Mit jedem Jahr wird es unmöglicher, daß solche Darstellungen jeden Wunsch jedes Spezialisten erfüllen — es wäre denn, daß mehrere Fachgelehrte zusammen den Stoff enzyklopädisch behandelten. Andererseits wird es von Jahr zu Jahr notwendiger, daß Einzelne den wie in Springsloten heranschäumenden Stoff zusammenfassen müßten. Wir gewahren hier ein Problem, das geradezu weltgeschichtliche Bedeutung erlangen kann: es muß irgendwie möglich werden, eine Synthese, einen Kosmos zu finden zwischen oberflächlichem, chaotischem Alleshalbwissen, wie es z. B. bei Politikmachern, Parteiführern und Journalisten sehr gefährlich werden kann, und andererseits der gründlichen wissenschaftlichen Beherrschung kleinster Einzelgebiete.

Das Buch Boettchers vermittelt reiche Kenntnisse; wir möchten, wir besäßen über viele Täler und Landschaften der Schweiz ähnliche Darstellungen. Behandelt werden mehr oder weniger ausführlich die literarischen Zeugnisse, die Natur des Tales, Geologie, Klima, Gewässer, Pflanzen- und Tierwelt, die Siedelungen, Land- und Alpwirtschaft, Gewerbe, Handel und Industrie, der Verkehr (Gotthardbahn), die Bevölkerung, einzelne typische Siedelungen (Bedretto, Airolo, Piotta, Giornico, Prada, Bellinzona) und die Karten- und Bibliographie. 25 meist ausgezeichnete Bildertafeln schmücken das Buch, dem der Verfasser auch 15 graphische Darstellungen mitgibt. Zu wünschen wäre wohl für den großen Leserkreis, an den Boettcher sich wendet, noch eine gute topographische Karte des Gebiets, die durch schematische Längsschnitte nicht ganz ersetzt wird. Auch darf der Umstand, daß die Arbeit „neben den beruflichen Verpflichtungen in den Abendstunden geschrieben worden ist“, sprachliche Nachlässigkeiten nicht entschuldigen. Ein Buch, dem Bundespräsident Motta

seine warme Empfehlung schenkt, muß Sätze feilen, wie etwa jenen auf Seite 2: „Der wechselvolle Kampf um den politischen Besitz des Tales, in dessen Verlaufe die Bevölkerung von einer Herrschaft in die andere gelangt und so seine kulturelle Entwicklung in jeder Beziehung gehemmt wird, endet mit dem Siege der von Norden ausgehenden Bestrebungen.“ Von politischen Bemerkungen hält sich übrigens der Verfasser vorsichtig fern, ein Wort wie „Irredenta“ haben wir nicht gefunden. Seien wir froh, daß es im Tessin tal offenbar völlig unbekannt ist, und hoffen wir mit dem Bundespräsidenten und dem Verfasser, daß das schöne Buch die Kenntnis einer fast allen Schweizern besonders lieben Gegend vermehre und das Zusammengehörigkeitsgefühl stärke.

„Wir sind auf die hohen Gipfel gestiegen und in die Tiefen der Erde eingetrochen und möchten gar zu gern der großen formenden Hand nächste Spuren entdecken.“ Dieser Satz findet sich mehrmals erwähnt bei **Josef Dürler: „Die Bedeutung des Bergbaus bei Goethe und in der deutschen Romantik“**. Band XXIV der „Wege zur Dichtung“. Frauenfeld 1936, Huber & Co. A.-G.

Jene im September 1780 von Goethe an Frau von Stein gerichteten Worte könnten wohl als Leitpruch auch für das heiße Bemühen der von Prof. Ermatinger angeregten und herausgegebenen Zürcher Schriften zur Literaturwissenschaft gelten. Die „Wege zur Dichtung“ scheuen sich wahrlich nicht vor Umwegen und Seitenpfaden. Gerade dadurch streben sie in ihren besten Beiträgen nach einer Verwirklichung des vorhin angedeuteten Problems, wie Zusammenschau und Gründlichkeit sich vereinigen ließen. Wer hätte gedacht, daß neben genauen Abhandlungen über praktischen Bergbau, über Förderung, Wetterlösung, Wasserlösung, Aufbereitung, Schmelzprozeß, ja unter chemischen Formeln neue Funde für die romantische Dichtung sich ergäben? — Wir haben z. B. nie Besseres über Novalis gelesen, als die ihm hier gewidmeten 44 Seiten. Auch auf Jean Paul, Tieck, E. T. A. Hoffmann, Arnim, Eichendorff u. a. fallen Lichter; vor allem wird viel Treffendes über die Stellung Goethes zur Natur und ihrer Erforschung gesagt. Da hätte wohl außer Ermatinger auch H. St. Chamberlain und vielleicht, in mehr negativem Sinn, auch R. Steiner erwähnt werden sollen. Mit Spannung liest man von den Hoffnungen und Enttäuschungen des Ilmenauer Bergbaus, den Goethe eine Zeitlang leitete. Nebenbei erfährt man, daß das schwedische Bergwerk von Falun Gustav Adolfs Krieg in Deutschland finanzierte. Probleme, wie die in den „Wahlverwandtschaften“ und in „Wilhelm Meisters Wanderjahren“ auftauchende Verwendung der Wünschelrute oder siberischer Pendel zur Auffindung von Erzen, Wasser usw., erregen heute mehr Aufmerksamkeit als je zuvor; gegenwärtig sprechen sogar wissenschaftliche Zeitschriften sehr häufig von „Strahlungen“.

Es ist dem Verfasser gelungen, ein sehr anregendes Bild von den wissenschaftlichen und geschichtlichen Zusammenhängen und den symbolischen Ausdeutungen, die in reichem Maße zwischen Bergbau und deutschen Romantikern bestehen, zu geben. Daß ein Blick über den Rahmen hinaus, etwa noch in die Schwefelklüfte des „Rheingolds“ falle, war nicht zu erwarten. Gern stellen wir fest, daß Dürler sich sonst um die oben als Möglichkeit erhoffte Zusammenschau ehrlich bemüht hat und den vom praktisch gewordenen Montanus — früher Jarno genannt — an Wilhelm Meister gerichteten Worten nicht folgt: „Narrenspößen, eure allgemeine Bildung . . . es ist jezo die Zeit der Einseitigkeiten. . .“ Uns scheint des Verfassers vielseitiges Buch und die Beschäftigung mit Grenzgebieten besonders fruchtbar.

Von unmittelbarstem Wert für alle Leser dieser Hefte ist gewiß **Fritz Ernst: „Wilhelm Tell. Blätter aus seiner Ruhmesgeschichte“**. Frey & Wasmuth Verlag A.-G., Zürich.

Wie so oft bei Ernst, regen seine Arbeiten neue Auseinandersetzungen an und zwar in höherem Sinn als beim Bauherrn, der Kärnern zu tun gibt. Je nach der Einstellung zu Tell ließen sich z. B. schon für frühere Jahrhunderte zwei Fronten in Europa nachweisen. Es ließe sich untersuchen, welche Wandlungen etwa rechtlich Begriffe wie Notwehr und Selbsthilfe durchgemacht haben, oder wieder einmal betonen, welch' absurden Mißverständnissen das Wort „Freiheit“ ausgesetzt ist, usw. Ernst spricht von der Leidenschaft, zu der sich ihm die Neugier entwickelt habe, einst Gesagtes, Vergessenes und Unge sagtes zu verfolgen. Neugier und Leidenschaft überträgt er auf den Leser. Wohl weiß er, daß es in der Natur geisteswissenschaftlicher Untersuchungen liegt, niemals fertig zu sein und daher nur mit mehr

oder weniger Willkür aus der Hand gegeben werden zu können. Wenn aber Ernst dann beifügt, den Nächsten, der das Thema wieder aufnehme, möge besseres Gelingen krönen, so denkt er zu bescheiden: solches Gelingen wäre nur in einer Vermehrung der historischen Nachweise denkbar. Eine solche schiene freilich möglich. Bereits wurde in der „N. Z. Z.“ (5. Dezember 1936) auf eine von Ernst nicht erwähnte Tragikomödie von 1584 „L'Ombre de Stoffacher“ hingewiesen. In der Sammlung „Sprache und Dichtung“ behandelte ferner Elisabeth Merz „Tell im Drama vor und nach Schiller“. Reiche Ausbeute ergäbe überhaupt näheres Befassen mit den „Tell“-Auführungen und ihren oft revolutionären oder tragischen, manchmal auch tragikomischen Wirkungen. Theatergeschichtlich könnten Ernsts „Blätter“ noch sehr ausgestaltet werden. An der Einstellung zu Tell ließe sich auch geradezu sowohl die periodisch aufflammende Begeisterung des Auslands für die Schweiz verfolgen, wie anderseits Ernsts Buch „Die Schweiz als geistige Mittlerin“ um einen Abschnitt vermehren.

Unsere jugendliche Begeisterung für Tell wurde einst etwas gedämpft, als wir unter Uhrmachern in La Chaux-de-Fonds häufig dem Vornamen „Tell“ begegneten und von nahe sahen, wer so hieß und welche Ansprüche aus dieser Namensgebung abgeleitet wurden. Die Häufung der Berufung auf Tell in Zeiten wie 1798 und zum Teil von Leuten, die damals fremde Truppen ins Land riefen und in neuerer Zeit — wenn sie keinen Geflügel zu töten haben, sich wenigstens gegen Bundesbeschlüsse empören — deute an, wie sich im Begriff des Nationalhelden Weltanschauungen finden, aber auch kreuzen können. Es ist durchaus denkbar, daß Leute, deren Herz zwar normal gebaut ist, aber nicht auf der Menschheit vielgelobter Linken klopft, die Parricida-Szene bei Schiller nicht missen wollen. Ernst zeigt nun, daß in der Tat die Begeisterung für seinen Helden nicht einheitlich war, nicht einmal in der Schweiz. Chateaubriand unterschied eine alte, rauhe, tugendhafte von einer neuen, gebildeteren, aber korrumpierten Schweiz; er zweifelte daran, ob Söhne, die nichts anderes mehr waren als eben Söhne, das väterliche Erbe in Stunden der Gefahr zu retten wüßten. Tells Heimat erschien ihm 1794 wie der aus wildem Meer ragende Mast eines Wracks. — Da ist denn doch entschieden das Bild der „Friedensinsel“ heute beliebter.

Auch für uns späte Ruhnießer eines einst von wackern, nicht gerade pazifistischen Tellern erstrittenen Erbes wird wohl die bekannte Lebensregel gelten: erwirb es, um es zu besitzen! Etwas weniger Phrase und selbstgefälliges Gejodel von Freiheit dürfte angebracht sein zu Gunsten ehrlichen Wirkens und ernster Besinnung. Zu solcher leitet schließlich Ernsts prächtiges, höchst anregendes, mit einigen seltenen Bildern geschmücktes Büchlein, dem wir weiteste Verbreitung und nachdenkliche Leser wünschen.

Karl Alfons Meyer.

Katholizismus.

Joseph Bernhart: Der Vatikan als Weltmacht. Paul List Verlag, Leipzig. 6.—9. Auflage.

Die Frage nach dem Wesen des Papsttums und seine Bejahung oder Ablehnung hängt aufs engste zusammen mit der zum mindesten äußerlich sichtbaren Antinomie des Christuswortes „Mein Reich ist nicht von dieser Welt“ und der Zusammenfassung spiritueller Macht in einer ihrem Anspruch nach universalen und weder der weltlichen Organisation noch der weltlichen Gewaltmittel entzogenen Einrichtung.

Katholischerseits wird man dagegen sofort einwenden, weder die geistliche Gewalt noch die lückenlose Hierarchie, die sich unter ihr etabliert, sei weltlichen Ursprungs. Sie erfahre ihre Heiligung dadurch, daß sich in der Kirche der Leib Christi verwirkliche. Als deren höchste sichtbare Spitze aber sei das Papsttum irdischer Willkür enthoben; denn an seinem Anfang stehe der Einsetzungsakt Christi, mit dem sich die ständige und fortwirkende Begnadung verbinde. Er sei es, der es als Institution unabhängig von dem jeweiligen Träger mache. Daher ihre umfassende Autorität und das Ausmaß ihrer Ansprüche in die Breite wie in die Tiefe.

Da an diesem Punkt von jeher die in der Tiefenregion religiöser Überzeugung wurzelnden Meinungen auseinandergegangen sind, soll hier nicht darüber gerechnet

werden. Diese Einschränkung vorbehalten, wird man Joseph Bernhart, der selbst positiv auf dem Boden des Katholizismus steht, dankbar sein für das Maß an Unbestechlichkeit, mit dem er in seiner Papstgeschichte aus dem Sinn der Sache heraus für sie Zeugnis ablegt. Bernhart behält sich alle Freiheit zur Deutung und Beurteilung geistiger und geschichtlicher Situationen vor. Er behält sie sich vor allem vor, wo die menschliche Seite der Träger der Tiara ihn anrührt. Die gleiche Kraft des Urteils trifft den Gegenspieler, der je nachdem positiver oder negativer bewertet wird, als seine Zeit es tat oder als sein historisches Schicksal es mitunter zu fällen scheint. Das geschieht mit klarem Blick für jede Form wirklicher Glaubens- und Zeugnis kraft, und wäre sie auch Häresie. Einbeschlossen darin ist das historische und spirituelle Urteil über die Mittel der Kirche, wobei Abirrung als Abirrung bezeichnet wird und nichts, was dem Blick Bernharts verdammenswert erscheint — wie z. B. die blutigen Ketzerverfolgungen — eine Beschönigung findet.

Das neben den groß angelegten Papstgeschichten etwa von Ranke, Pastor, vor allem Gregorovius verhältnismäßig kurzgefaßte Werk entfaltet seine Hauptbedeutung in einer Schritt für Schritt sich verdichtenden Erkenntnis vom Wesen der die Jahrtausende überschattenden Einrichtung, vom Wesen spirituell wirkender Kraft, vom Wesen und der Wirkung ihrer Autorität. Sie wird zum wertvollen Beitrag an die die Welt unter immer anderer Gestalt bewegende und nie abreißende Auseinandersetzung zwischen dem durch örtliche, zeitliche und durch die menschlichen Zufälligkeiten relativierten Anspruch des Endlichen und der Forderung des Absoluten.

In diesem Sinn wirkt das Buch wie ein Roman des menschlichen Geistes überhaupt. An der Eingangspforte zu dem aus mystischem Dunkel ins Licht der Welt tretenden Weg stehen im Kapitel „Konsuln Gottes“ Gestalten, die wie Leo der Große und Gregor der Große die Kirche als einen Roher de bronze in einer Zeit, deren Form zerbrach, stabilisierten. Unendlich spannend ist in den Kapiteln „Die zwei Schwerter“, „Petrus in Ketten“ und „Die Befreiung“ die große Auseinandersetzung von Kaiser und Papst gezeichnet: im Beginn der intellektuelle Schöpfer des römisch-deutschen Kaisertums, Leo III., am Ende die Inkarnation des spirituellen Anspruchs, Gregor VII. In „Thron der Welt“ erscheint mit Innozenz III. erstmals die politisch voll in die Welt hineinwirkende Macht des Papsttums, während „Sacco di Roma“ und „Laetare Jerusalem“ nach der babylonischen Gefangenschaft in Avignon den ganzen Bogen nach unten mit dem ans Höllische streifenden Tiefpunkt unter Alexander VI. bis zur geistlichen Wiedererstehung in den Präambeln zur Gegenreformation geschildert sind. Die neueste Zeit vom Zeitalter Napoleons bis zur fast symbolischen Gestalt für die Unzerbrechlichkeit des Papsttums in Leo XIII. wirkt wie ein Triumphgesang.

Instruktiv sind die zahllosen Durchblicke auf die Bewegung des gesamten geistigen Gefüges, vor dem auch die Kirche allmählich ihre Gestalt wandelt; wichtig und aufschlußreich das Spiel europäischer oder national-italienischer Politik von der Seite der Kirche her gesehen; plastisch geformt die Charaktere der großen Mitspieler und Gegenspieler, seien es Kaiser, französische Könige, italienische Potentaten, römische Volkstribunen, oder Häretiker und Reformatoren, zwischen denen bald gezwungen, bald sich aufrichtend, herrschend, mit sich selbst im Kampf, sich wieder sammelnd, stets aber Erfahrungen einheimisend und mit ihnen weiterbauend die Kurie während 1700 und mehr Jahren dasteht.

Wertvoll ist gerade in diesem Zusammenhang das letzte Kapitel „Der Aufbau der Kurie“, ein knapper Abriß des kirchlichen Apparates.

Im ganzen handelt es sich um ein durchaus besonderes und zweckvolles Buch von großer wissenschaftlicher Zuverlässigkeit, glänzender Darstellung und gegenüber einem Stoff, der auf alle Erhabenheit des Geistes aber auch in alle Abgründe führt, von erstaunlichem Mut und von ebenso erstaunlicher Kraft der Verantwortung.

Richard Guzwiller: Die Katholiken und die Schweiz. Vita Nova Verlag, Luzern 1935.

Der schweizerische Bundesstaat von 1847/48 ist im Zeichen der liberalen Prinzipien und gegen die katholische Partei neu geformt worden. Das bedingte zunächst eine oppositionelle Haltung auf dieser Seite. Inzwischen ist in eidgenössischen Dingen diese längst wieder der positiven Zusammenarbeit mit den übrigen Parteien gewichen; ja seine eigenen Entwicklungen zwischen 1879 und heute ließen den Ka-

tholizismus in der gesamten politischen Programmatik der Schweiz mehr und mehr aktiv und aufbauend Stellung beziehen. Das zeigte sich in den letzten Jahren wohl am sinnfälligsten im Meinungsstreit über die Revisionsfrage; denn in dieser ganzen und nur im Augenblick vertagten Diskussion tritt vor allem das in der katholischen Soziallehre verwurzelte Staatsdenken als mächtiger Bewegener auf, und das umso mehr, als die von dort kommenden Vorschläge vor allen anderen vielleicht die stärkste innere Folgerichtigkeit voraushaben.

Dieser aktuelle Hintergrund gibt der Schrift von Richard Guzwiller „Die Katholiken und die Schweiz“ ihre besondere Bedeutung. Als prinzipieller Beitrag zur Diskussion zerfällt sie, recht gesehen, nicht wie die Kapitelüberschriften es vermuten lassen sollten, in vier, sondern in drei Teile. Der erste umfaßt eine knappe, aber klare Darstellung der katholischen Gesellschafts- und Staatslehre. In diesem Spiegel wird in Anerkennung der grundsätzlichen Neutralität des Katholizismus gegenüber den einzelnen Staatsformen die Demokratie auf ihr christliches Gedankengut hin untersucht und das besondere Wesen der Hilfsstellung herausgearbeitet, die er in Erziehung und Beeinflussung des Souveräns — hier also des Volkes — zu wahrer Verantwortlichkeit einnehmen kann und einzunehmen gewillt ist. Das Motto hiezu: „Gebt dem Katholizismus Spielraum im Staat, damit er helfen kann, der Demokratie ein christliches Volk zu schaffen.“

Der zweite Teil befaßt sich dieser mehr prinzipiellen Untersuchung gegenüber mit der schweizerischen Demokratie. Guzwiller findet sie gegründet in der föderalistischen Struktur einer-, im Ethos der Freiheit andererseits, und von Ursprung an durchwirkt vom Geist des Christentums. Von hier aus ergibt sich eine entsprechende Kritik an der Reformation, die der Eidgenossenschaft den protestantischen Staatsbegriff einfügte, ohne jedoch an der gemeinsamen christlichen Grundlage zu rütteln. Es ergibt sich die Kritik an dem mit der Revolution eingedrungenen Humanismus und an der Auseinandersetzung zwischen altem und neuem Geist, die schließlich zum Sonderbundsrieg und zum Neubau von 1848 führte.

Besonders in den Ausführungen zur eidgenössischen Freiheit scheint mir die Schrift ihren Höhe- und Mittelpunkt zu erreichen. Denn nirgends so wie am Freiheitsbegriff offenbart sich das Auseinanderklaffen der christlichen Auffassung von einer grundsätzlichen Gebundenheit in der Freiheit und der humanitär-liberalen Konstruktion des prinzipiell ungebundenen Individuums.

Im Schlußkapitel, das eigentlich die Nutzenanwendung der katholischen Staatslehre auf die schweizerische Demokratie zeigen soll, ist die Auseinandersetzung mit den Ideen des Liberalismus, Sozialismus, Faschismus zu sehr rein prinzipiell und allgemein. Sie packt uns darum in unserem ureigensten Bezirk eigentlich nicht mehr so ganz. Hier wäre wahrscheinlich ein etwas kühnerer Vorstoß mitten hinein in die Wirklichkeit überzeugender geworden als die an sich sympathische Zurückhaltung in den Sphären der reinen Idee.

René Fülöp-Miller: Leo XIII. und unsere Zeit. Rascher Verlag, Zürich und Leipzig 1935.

Das Buch hätte vielleicht schon vier oder fünf Jahre früher geschrieben werden können, als nämlich durch die Enzyklika „Quadragesimo anno“ die Gestalt Leos XIII. fast 30 Jahre nach seinem Tod noch einmal in das hellste Licht gerückt war. Die Welt war von den Folgen der Wirtschaftskrise und einer neuen Bolschewisierungswelle bedroht — Ausdruck der tiefen Ratlosigkeit gegenüber der kapitalistischen Problematik und ihren Gefahren. In diesem psychologisch wirksamen Augenblick erinnerte die päpstliche Rundgebung, die in sich selbst einen bedeutsamen Beitrag zur sozialen Programmatik leistete, daran, daß 40 Jahre früher bereits das Oberhaupt der Kirche in dem berühmten Rundschreiben „*Rerum novarum*“ einen selten gewaltigen Versuch unternommen hatte, katholische Ethik praktisch für die Lösung der sozialen Frage einzuschalten.

Wenn René Fülöp-Miller vor kurzem erst Leo XIII. in einer Monographie behandelt hat, so ist diese heute noch aktueller als sie 1931 gewesen wäre. Vor allem ist es die deutsche Kulturpolitik, welche die Kampfsituation, in die sich die katholische Kirche gegenüber den weltlichen Mächten eigentlich durch ihr bloßes Dasein verwickelt sieht, außerordentlich verschärft hat. Sie vor allem machte in diesen Jahren viele Menschen dafür hellhörig, daß durch den staatlichen und völkischen To-

talitätsanspruch sich das Ringen der Kirche zur Entscheidung über die mögliche Wirksamkeit einer im Unendlichen wurzelnden Ordnung schlechthin zuspitzte. In dieser Beleuchtung geminnt jene Papstgestalt, die es unternahm, das Rüstzeug der Kirche umfassend zu erneuern, heute in einem sehr allgemeinen Sinn an Interesse.

René Fülöp-Miller ist als sauberer Bearbeiter historischen Tatsachenmaterials, kritischer Beurteiler dialektischer Situationen und lebendiger Darsteller zur Bearbeitung des weitschichtigen Stoffes von vornherein vorzüglich qualifiziert. Vielleicht kommt ihm als ungarischem Protestantem dabei das praktische Entrücktsein von den unmittelbaren Kampffronten zu Hilfe. Vielleicht entspricht die bemerkenswerte Objektivität des Buches auch der typischen Haltung des Intellektuellen in der Endphase des vor unseren Augen sich vollziehenden Umschwungs europäischer Geistigkeit. Die geistigen Positionen und ihre Dialektik werden einerseits heute zweifellos schärfer erfaßt, andererseits aber verharret diese Schau in Skepsis und Unfähigkeit zu Selbstentscheidung und Parteinahme — für manchen vielleicht Grund zu einer leichten Enttäuschung!

Wenn die Darstellung natürlicherweise in den Bann einer Persönlichkeit von ungewöhnlichen Qualitäten geraten muß, so beruht ihr Schwergewicht doch auf einer objektiven Würdigung jener — nichtkopernikanischen — Wendung, die die kirchliche Haltung gegenüber der Moderne unter Leo XIII. erfuhr. Während sie bis zu Pius IX. der neueren geistigen und gesellschaftlichen Entwicklung schlechthin ablehnend gegenüberstand und deshalb als Inbegriff reaktionärer Haltung galt — Syllabus, Vatikanisches Konzil und Unfehlbarkeitsdogma sind die sichtbaren Zeichen dessen — bricht Leo XIII. mit der alten Gepflogenheit. Ohne daß irgend eine der christlich-katholischen Grundlagen aufgegeben wird, eröffnet er eine Aera der Versöhnung zwischen Kirche und Moderne, aber auch von kräftigen Neuanfängen kirchlicher Weltwirksamkeit. Die Möglichkeit gibt die Erneuerung einer umfassenden Beurteilungsbasis in einem Zurückgreifen auf die „*Philosophia perennis*“ (eine für alle Zeiten gültige Philosophie) des Thomas von Aquin, — angesichts der nie abgerissenen Kämpfe um die Beurteilung der Scholastik ein außerordentliches Wagnis. Dreierlei soll erreicht werden: erstens eine durch die geistige Entwicklung verschleierte Klarheit über die gültige Hierarchie der Werte und Zwecke; damit zweitens eine kircheneigene objektive und positive Meinungsbildung allen Erscheinungen der sich wandelnden Welt gegenüber und drittens die Ermöglichung der Aufstellung objektiver Richtlinien für die Behandlung zeitwichtiger Probleme.

Die Kirche tritt in der Folge gerade unter Leo XIII. werbend und aufbauend an zwei Hauptfronten in Erscheinung. Es gelingt ihr, auf Zeiten hinaus anerkannte Grenzen zwischen ihrem Bereich und dem als Bereich selbständiger Zwecke anerkannten Staat zu ziehen und sich selbst damit aufs neue zum beachteten Faktor der Weltpolitik zu machen. Die Kirche nimmt zweitens in strenger Bezogenheit auf die in seinem Ewigkeitsverhältnis begründete Würde des Menschen Stellung zur sozialen Frage und versucht sie von ihrer liberalen Verquickung mit dem Kommerzialisismus zu befreien, sie gegen sozialistische Beantwortung zu sichern und ihrer Lösung neue Impulse zu vermitteln.

Neben der Darstellung des Lebenswerkes Leos XIII. und einer Würdigung seiner Erneuerung unter Pius XI. bleibt es das besondere Verdienst Fülöp-Millers, zuletzt auf die grundsätzliche Frage einzugehen, ob die Erneuerung des Thomismus vor der Entwicklung des europäischen Denkens zu Recht besteht. Die sichtbare Selbstzerstörung der europäischen Philosophie gibt mindestens das Recht, einer strikten Ablehnung entgegenzutreten. Fülöp-Miller stößt freilich notwendig auf die eigentliche Fundamentalentwicklung nicht so sehr der europäischen Philosophie als der europäischen Geisteshaltung in Richtung einer immer mehr um sich greifenden Bescheidung und Einrichtung im Bereich des Nur-Diesseitigen. Er sieht, daß das Entweder-Oder einer letzten Antwort, ob Wahrheit dem Wesen der humanen Sphäre angehört oder ob sie die „*Totalität des Physischen und Metaphysischen*“ umspannt, auch die Entscheidung über das Schicksal der *philosophia perennis* und über das Schicksal der Kirche und des Christentums überhaupt in sich schließt.

Fülöp-Miller magt diese Schwelle nicht zu überschreiten. Deshalb bleibt auch seine Stellung zum Thomismus eine abwartende und vorläufige.

Karl Thieme: Christliche Bildung in dieser Zeit. Verlagsanstalt Benziger & Co. A.-G., Einsiedeln 1935.

Im Zusammenhang mit dem Ringen der Kirchen um die Rettung der christlichen Bildungseinheit scheint ein schmales Buch von Karl Thieme durch seine Folgerichtigkeit, die Eigenart der pädagogischen Gedankenführung und nicht zuletzt durch die Persönlichkeit des Autors bemerkenswert. Karl Thieme bringt als früherer Dozent der Hochschule für Politik, Angehöriger des sehr fruchtbaren Kreises um den deutschen Philosophen Fritz Klatt und Professor an der pädagogischen Akademie Elbing ein ungewöhnliches Maß an pädagogischer Experimentalerfahrung mit. Die besonderen Belange des katholischen Bildungswerkes sind ihm aus seiner Arbeit im Kreis rheinisch-katholischer Jugend innig vertraut.

Die geistige Linie Thiemes läßt sich etwa wie folgt umreißen: Ausgangs- und Endpunkt bleibt die evangelische Forderung: „Seid vollkommen wie euer Vater im Himmel.“ Von hier aus eröffnet sich ein eigentlich unbegrenzter Bildungsraum. Die Orte optimaler Wirksamkeit sind gegeben in der lebendigen Gemeinde als dem aktuellen Ausschnitt der spirituell wirksamen Kirche, im Elternhaus als dem natürlichen Ort einer ersten verantwortlichen Formung, im Beruf als der Gelegenheit zur Bewährung in der Verantwortung vor der zugeteilten Aufgabe und den auch nur sachlich verbundenen Mitmenschen, schließlich überhaupt in der wirksamen Umwelt. Die Bildungsveranstaltungen im engeren Sinn — Schule, Hochschule, spirituelle Schulung — bilden lediglich das Kernstück des erst durch den christlichen Geist sich formenden Bildungs Kosmos.

So reicht der Ansatz christlicher Bildung von der Elternschulung über die Vertiefung des praktischen Berufs- und Sozialethos, die Umformung des persönlichen Bewußtseins für die Wertgewichte der aktuellen Kulturinhalte — Thieme befaßt sich vor allem mit den Tatsachen Reklame und Technik und deren richtiger Indienststellung — bis zum strukturellen Neubau des Schulwesens, der Neuzuteilung laienbildnerischer Aufgaben an die Lehrerschaft, die allseitige Durchdringung des privaten und gesellschaftlichen Lebens mit christlichem Geist in der katholischen Aktion, bis zur christlichen Gemeinde.

Man muß den Totalwillen des christlich-katholischen Formungsanspruches erfaßt haben, um die Wendung um 180° gegenüber dem Bildungsallerlei unserer Zeit und die Einschränkung eigentlicher Schulungsarbeit auf einen schmalen, sorgsam gestuften Weg zu verstehen. Thiemes Konzeption ist eine glatte Absage an die Zufälligkeiten nichtzentrierter Bildungseinflüsse und den Mangel an Grenzgefühl für die Wirklichkeit von Reifestufen. Hier spricht freilich nicht nur der Katholik Thieme, dem das Bild sublimer christlicher Schulung aus Vergangenheit und Gegenwart vor Augen steht, sondern wenigstens ebenso der verantwortliche Pädagoge, der den ganzen Zusammenbruch eines auf bodenlosem Idealismus hochgezüchteten intellektualistischen Erziehungskonglomerates erfuhr und wohl nichts sehnlicher wünschen kann als eine wirklichkeitsgemäße und doch über sich hinausweisende Linie der Mitte. Dieser Tendenz entspricht ein durchaus realistisches Programm mit einer eigenartigen, im Wesen der Transzendenz des Bildungsbildes begründeten Bejahung leiblicher Bildung. Nebenbei gesagt: der Abschnitt enthält ein paar ausgezeichnete Bemerkungen über Wehrhaftigkeit und Soldatentum.

Von wesentlich allgemeiner Bedeutung sind die Ausführungen zur Stufung des Bildungsweges. Grundsätzlich scharf geschieden bleiben der Bezirk allgemeiner Bildung, die letzten Endes dem Heimischwerden und verantwortlichen Herrschen im Umkreis der eigenen Lebensaufgabe dient — einschließlich einer durch Studium erlangenen, und der Bezirk dialektischer Schulung. Allgemeine Schulung und Bildung weichen z. T. erheblich vom bisher üblichen ab: Das sinnlich anschauliche Moment, die Wirkung mit vorgeformten Bildern, wie sie Bibel, christliche Dichtung und Kunst bieten, tritt vor alles Begriffliche und soll der Begründung einer schwer zu erschütternden Vorstellungswelt dienen, wobei die Gefahr geistiger Verengung und unfruchtbarer Verfeinerung neuer, nicht spezifisch christlicher Bilder nicht verkannt werden soll. Frühgeübte sinnvolle Aufgabenbewältigung tritt vor unzentriertes Wissen, unverrückbares Beherrschen durch Übung vor jedes uferlose Schweifen in geistigen Gründen, klare Prinzipien im Handeln und Eindeutigkeit im Weltbild vor provozierte Problematik. Erst der vorgerückten Reife und nur wenigen überhaupt bleibt die dialektische Bildungsmöglichkeit vorbehalten.

Unter solchen Gesichtspunkten und ihrer Einbettung in den christlichen Kosmos werden Schule und Hochschule wieder strenger gebunden. Thieme gibt im Entwurf zur Lebensgemeinschaft katholischer Studierender am Collegium Sanctissimae Trinitatis zu Salzburg einen anschaulichen Einblick in die formalen Konsequenzen solcher Gebundenheit.

Das Buch ist zunächst aus dem Geist katholischen Repräsentationsanspruches für die Kirche Christi heraus geschrieben. Hierin liegt seine Weite und seine Begrenzung. Trotzdem steckt es auch für den Nichtkatholiken und selbst für den konfessionell Nichtgebundenen und Weltgläubigen voll von Anregungen und Fragen. Deren wichtigste dürfte wohl auf das Problem des abendländischen Geistes überhaupt zielen, ob ohne einen religiös geschlossenen geistigen Kosmos und die Absolutheiten seiner Wertestufungen wirkliche Erziehung und Bildung überhaupt noch möglich sind oder ob nicht alle solchen Bemühungen mangels eines überwölbenden Prinzips dem Geist der Schwere folgend sich jeweils an die robustesten Gewalten heften, ihrer territorialen und völkischen Aufgespaltenheit verfallen und damit trotz aller gegenteiligen Bemühungen rettungslos der Willkür und Primitivität entgrentreiben.

Hans v. Berlepsch = Valenda s.

Der Ausbruch des großen Krieges.

Les Thibault. 7. Teil: L'Été 1914.

Mit dem Ende der Thibault, Martin du Gard hat uns sieben Jahre darauf warten lassen, ist dem Dichter ein großer Wurf gelungen. Auf über tausend Seiten entwirft er uns ein Bild der sich überstürzenden Ereignisse vom 28. Juni bis zum 10. August 1914. Wir werden erschütterte Zeugen des Kampfes einer kleinen Gruppe von Menschen guten Willens zur Erhaltung des europäischen Friedens. Und wir, die wir doch den Ausgang kennen, wir hoffen, den Wenigen möge das Unmögliche gelingen. Wir hoffen bis zum schrecklichen Ende, dem Ende, das uns in seiner Trostlosigkeit an den Lear erinnert. — Jaurès' Ermordung, möchte man wohl glauben, sei die Ursache der Aufgabe jedes Versuchs einer Aktion gegen den Krieg. Aber es ist doch wohl so, daß sein Tod eine tragische Notwendigkeit war, für den Dichter zur Notwendigkeit geworden wäre, auch wenn er nicht als geschichtliche Tatsache bestände: denn auch Jaurès hatte den Zeitpunkt zur Handlung verpaßt. Er hätte den Gang der Dinge nicht mehr aufhalten können. Und wo sollten wir uns Jaurès vorstellen in einer dem Nationalismus erlegenen Sozialdemokratie? Sehen nicht die Worte, die er anläßlich der Brüsseler Zusammenkunft an Huysmans richtete, die Möglichkeit einer Umkehrung voraus? Aber ein Gesinnungswechsel von Jaurès wäre über das Maß des Erträglichen hinausgegangen. Um hierzu das Gleichgewicht herzustellen, hätte Jacques' Opfer nicht mehr gereicht; „Écoutez-moi, Huysmans. Si la guerre éclatait, maintenez l'internationale! Si des amis vous suppliaient de prendre parti dans le conflit, n'en faites rien: Maintenez l'internationale. Et si moi, Jaurès, je viens vous demander de prendre fait et cause pour l'un ou l'autre des belligérants, ne m'écoutez pas, Huysmans! Maintenez, coute que coute, l'internationale.“

Die Möglichkeit einer solchen Deutung ist nicht ausgeschlossen, wenn wir uns an das Testament von Jean Barois erinnern (Jean Barois, p. 535 ff.). —

Bewundernswert ist Martin du Gard's Wille zur Objektivität und seine Achtung vor dem sich selbst treuen Menschen, wo er nur immer stehen möge. Aus dieser Achtung heraus gelingt ihm die Schöpfung einer Mme. de Fontanin, der Protestantin, mit ihrem mythisch unmittelbaren Verhältnis zu Gott, mit dem Glauben, von dem es heißt, daß er Berge versetzt. Und das Wunder geschieht, daß diese Frau, die die herbsten Schicksalsschläge erleidet, uns nie den Eindruck einer unglücklichen Frau macht; nicht, weil uns ihre Schicksalsschläge nicht berührten, sondern weil sich uns ihre Gewißheit mitteilt, daß sie unter der Macht eines Gottes stehe, der ihr nicht mehr zu tragen gibt, als sie tragen kann. Ein Vergleich mit dem augenblicklich in der Nouvelle Revue Française erscheinenden Roman von Drieu La Rochelle, Réveuse Bourgeoise, ist äußerst aufschlußreich: die äußeren Verhältnisse und Geschehnisse in den Familien de Fontanin und Le Pesnel sind ganz ähnlich. Aber bei den Le Pesnel, wo jener Glaube fehlt, der Mme. de Fontanin

die Kraft zum Ertragen gibt, führen sie zu täglichen Reibereien, Auseinandersetzungen, die das Leben zur Hölle machen und die Familie gänzlich zu zerbrechen drohen. —

Auf dem Grund dieses gewaltigen weltgeschichtlichen Geschehens, dessen Beherrschung den Händen der Verantwortlichen längst entglitten ist, und dem die Sozialisten der Internationale noch in erster Stunde eine Wendung zu geben versuchen, werden die Erlebnisse des Einzelmenschen, die mit diesen Ereignissen nicht in ursächlichem Zusammenhang stehen zu Episoden ohne morgen. Was sie an Tragweite verlieren, gewinnen sie an augenblicklicher Stärke: die Liebe Jennys zu Jacques' wird umso ergreifender, weil sie keine Zukunft hat und weil die Erkenntnis kommt, daß sie dasselbe Glück schon vor Jahren hätten haben können. —

Was das Buch auf eine geradezu beängstigende Weise aktuell erscheinen läßt, ist der Umstand, daß man sich durch die geschilderten Ereignisse, durch das blinde Hineintorkeln in das grausige Geschehen an unsere Zeit erinnert fühlt. Es ist, als ob die vier Jahre grauenvollen Ringens an der Menschheit spurlos vorübergegangen wären. Wie damals würden die Massen, die gerade kraft ihrer Masse die Macht bei sich hätten, hohlen Schlagwörtern erliegen. Wie damals würden sie umsonst nach dem Führer blicken, der ihnen weise, was zu tun sei.

Martin du Gard hat uns mit seinem *Été 1914* einen Weiser errichtet, eine eindringliche Warnungstafel; möge sie nicht, wie das Manifest Jacques' an die kämpfenden Heere, unbeachtet und ungelesen verbrennen.

Erif Harrweg.

Religiöse Fragen im Morgen- und Abendland.

François Mauriac: Das Ratterngezücht. Deutsch von Franz Schmal. Verlag von Herder, Freiburg i. Breisgau.

Mauriac gilt heute zusammen mit Bernanos als der repräsentativste französische Romanschriftsteller katholischer Weltanschauung. Diese Zusammenstellung von Religion und Kunst bedeutet hier etwas anderes als in andern Ländern, zumal etwa Deutschland. Denn die Literatur, und besonders die Romanschriftstellerei, ist in Frankreich eine so machtvoll in sich selbst gegründete Gattung des Geisteserschaffens, daß die katholische Haltung dort keineswegs sie so vollständig aus sich selbst heraus zu bestimmen vermag wie anderwärts. Das zeigt sich am deutlichsten, wenn wir etwa diesen Mauriac'schen Roman mit rein religiösen Schriften desselben Verfassers vergleichen, so etwa mit seinen „Aufsätzen zur Religionspsychologie“ oder seinem jüngst erschienenen „Leben Jesu“, das gleichfalls schon bei Herder deutsch herausgekommen ist. Diese Schriften zeigen sich geformt von jener bloß dogmatischen Gestalt der Religion, in welcher neben dem erbaulichen Zweck und dem unaufhörlichen Herausstellen des Absoluten eigentlich kaum noch Interesse und Möglichkeit für ein kraftvolles Zeichnen der relativen Dinge in ihrer einzelnen Eigenart übrig bleibt. So bleiben die religionspsychologischen Aufsätze fast ohne sachliche Substanz, und das Leben Jesu ist gleichfalls ein ziemlich ertragloses Zwittergebilde. Die Verbalinspiration, die strenge Festhaltung der Doppelnatur Christi in jedem seiner Lebensakte, die Fiktion einer vollen Harmonie der vier Evangelien — das alles sind Grundlagen, von denen aus sich nichts wirklich Gestalthaftes aufbauen läßt. Ja, auf diese Weise kann man nicht einmal der wohl ältesten und echten Schicht in den Evangelien gerecht werden, welche Jesum noch nicht als den allmächtigen Gott, der sich, um Weissagungen zu erfüllen, zu den beschränkenden Zeremonien eines Erdenlebens bequem hat, sondern als ein gewiß über alles bekannte Maß hinausgehendes Wesen zeigen, das aber immerhin wie wir im Ja und Nein, im Möglich und Unmöglich des greifbaren Lebens drinsteht, und diesem Verhältnis nicht durch unaufhörliche verschwommen-vieldeutige Aussagen über die eigene Natur, sondern durch hart umreißen gewaltige Tiefblicke in das Wesen des höheren Lebens Ausdruck gibt. So kommt Mauriac schließlich hier nicht darüber hinaus, die Evangelien ziemlich wörtlich unter Ignorierung ihrer Widersprüche zusammenzuarbeiten und das Ganze dann mit einigen pseudoliterarischen Stuckornamenten zu bewerkeln.

Sobald nun Mauriac das Gebiet des Romans betritt, ändert sich das Bild vollständig. Der großartige Realismus des französischen Romans, die Selbst-

gefehllichkeit und nicht aufzuweichende Dichtigkeit seiner sinnlichen Atmosphäre und ihrer Zergliederung machen es einem Autor von primär künstlerischen Instinkten unmöglich, hier einer faden Erbaulichkeit und ihren falschen Absolutsetzungen das scharf abgesetzte Licht- und Schattenspiel des Lebens zu opfern. So kommt ein echtes Kunstwerk mit lebendigen Menschen und gewichtigen Situationen heraus, in dem sich die ewigen Dialektiken des Lebens kräftig und schmerzhaft spannen und nicht in einem Medium gelöst werden, das wir Menschen doch niemals allgemeingültig künstlerisch ausformen können. Der katholische Gedanke tritt wohl stark in das ganze Gespinnst ein, aber selbst die abschließende Bekehrungsgeschichte des Sünders ist mit Geschmack und Wirklichkeitsinn gegeben. Im Grunde ist er gar kein richtiger Ungläubiger; im Grunde steht er eher im Schmolzwinkel und wartet, bis man ihn holt. Vielleicht kann ein kirchlich Frommer den Unglauben sich gar nicht ernstlich anders vorstellen. — Und im übrigen ist ein scharfes Gegengewicht gegen alle Gefahr der Süßlichkeit, der falschen Idealisierung schon darin bereitgestellt, daß gerade die bewußt und parteimäßig kirchlich-katholischen Gestalten des Romans in sehr ungünstigem Lichte erscheinen, als verfallte, selbstgerechte, intrigante und habgierige Bourgeoistypen, während sich alles Licht auf den fast bis zuletzt ungläubigen Schreiber des Tagebuchs sammelt, das dieser Roman darstellt. Ja, es wird dem Leser fast zuviel dieses Lichtes; nicht allein wegen der vom Verfasser, ja auch von dem Tagebuchschreiber selbst zugegebenen sittlichen Anfechtbarkeit des Helden, sondern besonders darum, weil wir ihm eigentlich einen entscheidenden Fehltritt kaum ganz vergeben können, über den im Roman selber beinahe zu leicht hinweggegangen wird. Es wird da geschildert, wie der Held mit dem ganzen durch nichts überbietbaren Mißtrauen des Emporkömmlings sein Eheglück von sich stößt, als er erfährt, daß seine (angesehener Familie entstammende) junge Frau einen andern geliebt hat und ihn eigentlich nur genommen hat, um Kinder zu bekommen. Darüber verschließt er sich endgültig und lebenslang vor ihr und wirft sein Liebesleben den Straßenmädchen hin. Die Frau aber stürzt sich, wie sie offenbar bereits vorhatte, leidenschaftlich auf die Kinder, wodurch diese, wie im Leben gewöhnlich, eher verdorben werden, und gibt den Mann allzu leichten Kaufes auf. Diese zwei furchtbaren Fehler der Gatten, die ihr ganzes Leben zerstören, scheinen uns in dem Roman all den breitgeschilderten, allerdings unbeschreiblich widerwärtigen Geldschmutzereien gegenüber nicht entschieden genug gebrandmarkt zu werden. Es ist aber in ganzen ein sehr wirklichkeitsstarkes und packendes Buch, mit zwingenden Zeichnungen von Charakteren, Situationen und Entwicklungen.

Was die Übersetzung anlangt, so möchten wir zunächst ein Bedenken gegen den Titel anmelden. „Natterngezücht“ ist im Anklang an „Otterngezücht“ gebildet, das Luther Matth. 12, 34 Jesus den Pharisäern entgegenschleudern läßt. Warum nicht bei dieser klassischen Prägung bleiben? Denn die Sprachmeisterschaft Luthers wird auch der Katholik nicht leugnen können. Und wengleich beide Wörter etymologisch denselben Ursprung haben (worauf z. B. eine Mittelform wie allemannisch „Atere“ hinweist), so bezeichnet doch heute der Sprachgebrauch mit „Otter“ die giftigen, mit „Natter“ die ungiftigen unter den einheimischen Schlangen. Wäre es schließlich nicht doch das Einfachste gewesen, „Le noeud de vipères“ ganz wörtlich mit „Der Schlangenknoten“ zu übersetzen? Im übrigen liest sich die Übersetzung recht gut, ist aber gelegentlich unnötig frei.

Eric Brod.

Heinrich Zimmer, Indische Sphären. Verlag Oldenbourg, München.

Dieser Band der Corona-Bücherei vereinigt drei Aufsätze des Heidelberger Sanskritisten zur indischen Geisteskultur, von denen der mittlere über „Yoga und Maja“ an Umfang, Gewicht und unmittelbarem Interesse bei weitem überwiegt. Für Darstellungen aus der indischen Religionsphilosophie besteht immer die Alternative, entweder die ungeheuer eigenartigen und in ihrer eigenen Ebene scholastisch ausgebauten Denkform-Systeme der Indier einfach berichtend wiederzugeben, sich dabei genau an die Originale zu halten, dafür aber auf ihre Nahebringung an europäische Gegenwartsmenschen zu verzichten. Die andere Möglichkeit ist die, jene Kategorien für den Europäer an Bekanntes anzuknüpfen und in seine eigene Denkgewohnheit zu übersetzen, damit aber weitgehend zu verfälschen. Zimmer wählt entschlossen den zweiten Weg und hofft durch Aufgrabung

einer allgemein menschlichen Schicht die Gefahr der Verfälschung weitgehend zu bannen. Sein Ansatzpunkt im europäischen Denken ist die Tiefenpsychologie und Psychoanalyse. Unzweifelhaft gewinnt derart sehr viel des indischen Gedankengutes für uns plötzlich eine überraschende Gegenwärtigkeit. Zimmer setzt die mannigfachen Begriffe des Jnders für den gestaltlosen Zustand, der durch höchste Versenkung zu erreichen sei, weitgehend mit dem „Unbewußten“ der Psychoanalyse in eins, aus welchem dann methodisch die Welt wieder herausphantasiert und damit alle gestauten Triebe abreagiert werden, auch die zum „Bösen“. All die bunte Welt von Drängen und Gegenständen des bewußten Lebens ist nach dieser Deutung Ausgeburt unser selbst, ja für den indischen Weisen sind es auch die Götter in ihrer präferen Existenz; sie erhalten eine vorläufige Verehrung und Pflege, aber der Asket gewinnt Macht über sie und gelangt über sie hinaus ins Mystisch-Eine. Nun ist ja zweifellos in der Psychoanalyse noch sehr viel von europäischer Romantik, von dem Triebe nämlich, sich in das verlorene Unbewußtsein und die Natur gefühlig wieder hineinzuschleichen. Damit ist ein bedeutender Abstand angedeutet zu dem streng Intellektuellen und Willensmäßigen der indischen Methode und zu ihrem Element bewußtester und gewolltester Handhabung des Unbewußten. Jedoch wäre es ja andererseits für die Psychoanalyse von größtem Wert, wenn sie etwas mehr auf das vom Geiste nachgeformte und etwas weniger auf das von der Natur Vorgeformte im Menschen Wert legte, kurz weniger in den unwiederbringlichen Anfangszustand und mehr in den beherrschbaren Endzustand hinstrebte. Dann würde sich allerdings wohl sofort ein Problem erheben, das dem Jnder ziemlich fremd zu sein scheint: nämlich woher der Glaube an bestimmte objektive Wirklichkeiten anfänglich zu beziehen sei, ohne den das Erzeugen und Phantasieren von Sinnbildern für den Europäer wohl immer ein halt- und heilloses Spiel bleibt. Schwerlich wird es ihm dienen, mit Atemtechniken und kunstvollen inneren Haltungen zu arbeiten, ehe er wenigstens die Anfangsgründe des Glaubens an einen entsprechenden Weltuntergrund wieder errungen hat. Jene Symbole selber geben solchen Glauben nicht her, wie sich wohl auch in ihrer Relativität und ihrem geringen Gegenständlichkeitsgehalt zeigt. Der indische Yogi erreicht auf Grund von (bei Zimmer ausführlich geschilderten) anatomisch-physiologischen Vorstellungen, die dem europäischen Naturwissenschaftler mit Recht als wahnwitzig und höchstens in poetisch-symbolischem Sinne erörterbar vorkommen müssen, die ungeheuersten Umwälzungen in seinem Organismus. Der chinesische Tao-Mystiker erzielt dasselbe auf Grund ganz anderer, nicht minder frei zusammenphantasierter Vorstellungen vom Körper und seinen Berrichtungen. (Über die Taolehre in diesem Zusammenhang vgl. den Aufsatz von Erwin Rousselle im „Eranos“-Jahrbuch 1933.) — Das Buch von Zimmer bringt wohl trotz solcher Überlegungen, die z. T. Einwände bedeuten, einen wesentlichen Fortschritt in der Erkenntnis und Auswertung indischer Geistigkeit für uns. Wohlthuend ist seine gepflegte Sprache... Könnte man nicht das scheußliche Wort „Visualisierung“ durch „Versichtigung“ ersetzen?

Erich Brod.